

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Chinua Achebe

Wie man unsere Namen schreibt

Essays

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

Vorwort	9
Die Erziehung eines Empire-Schutzbefohlenen	13
Der süße Duft aus Ziks Küche – Formkraft einer Legende	33
Vater und Sohn	42
Was bedeutet mir Nigeria?	45
Weiß reisen	53
Den eigenen Namen schreiben	59
Meine Töchter	72
Anerkennung	76
Der vergiftete Name Afrikas	80
Sprachenpolitik und -politiker der afrikanischen Literatur	99
Afrikanische Literatur als Fortschreibung der Feier	110
Lehren von <i>Alles zerfällt</i>	125
Martin Luther King und Afrika	132
Hochschule und politische Führung in Nigeria	139
Stanley Diamond	149
Afrika heißt Menschen	154
Quellen nachweise	167
Zum Autor	171

VORWORT

2008 feierte mein allerletzter Roman *Alles zerfällt* sein fünfzigjähriges »Jubiläum«. Das Ereignis wurde von Menschen in verschiedensten Teilen der Welt festlich begangen; ein denkwürdiges Jahr, darf man sagen. Es gab hochkarätig besetzte Symposien und kleine, ausgelassene Straßenfeste. In meiner nigerianischen Heimatstadt Ogidi, die wir noch heute liebevoll als Dorf bezeichnen, übertrafen die Menschen sich geradezu selbst an Originalität und Kühnheit: Sie machten Inventur, kramten einen alten Ritus, das Nwafor-Fest, hervor und modelten ihn zur Zelebration eines Romans um.

Nur stellte sich die Frage, ob man mit der Umdeutung dieser traditionellen Festivitäten nicht vielleicht die Ahnengeister und Gottheiten brüskierte. In Gemengelagen wie dieser gehen die Menschen von Ogidi diplomatisch und sehr überlegt vor. Aus dem reichen Festinventar wählten sie gerade dieses »profane«, dem Vergnügen und dem Spaß, der Feier und der Gemeinschaft vorbehaltene Nwafor-Fest: somit kamen rivalisierende Gottheiten gar nicht ins Spiel. Vielmehr weihte Ogidi diesen ausgelassenen Festtag eben dem Buch, das erstmals in der Schriftliteratur die unsterblichen Sitten und Gebräuche des Dorfs feierte, nämlich *Alles zerfällt*.

So sehr der ganze Wirbel der Vorbereitungen die Alten verwirrt haben mag, so freudig begrüßten die Jungen diese zeitgemäße Auslegung. Ein begabter Schauspieler – derselbe, der einst in der Hauptstadt mit großem Erfolg die Bühnenversion des Okonkwo aus *Alles zerfällt* gegeben hatte –, zog, wie ich hörte, im Triumph ins Rathaus von Ogidi ein. Jubelnde Dorfbe-

wohner gaben ihm das Geleit. Sie begriffen und bejahten den ungewöhnlichen Trubel um ein Buch, aber eben auch um alles das, was nun zu unserer Geschichte gehört.

In diesem bewegten Festjahr begann ich auch über ein neues Buch nachzudenken, eine Essaysammlung, die den Bogen meiner langen Schaffensjahre als Autor nachzeichnen sollte. Ich gab mich den schönsten Hoffnungen hin. Ich würde das facettierte Licht der Vielfältigkeit auf die Erfahrungen werfen, die das Leben mir persönlich beschert hat, und zeigen, was Schreiben und Leben verbindet. Es wäre gewiss kein leichtes Unterfangen, und der Erfolg der Sammlung hinge davon ab, wie dicht ich die so unterschiedlichen Erfahrungen miteinander verweben könnte. Um konkrete Begegnungen, Momente und Fragen sollte es in dem Band gehen. Einen Punktekatalog, der abzuarbeiten wäre hingegen, einen Schwerpunkt, den ich zu setzen für notwendig hielt, gab es nicht. Das Buch sollte so persönlich wie eklektisch werden; es würde keinen Werkanalysen zuarbeiten.

Ich begann also, Essays zu sichten. Der Beitrag »Meine Töchter« fand anstandslos seinen Platz. Andere folgten, doch nach einer ersten Lektüre meinte mein Lektor: »Und was ist mit den Jungen?« Da ahnte ich schon, dass die nächste Frage sehr wohl lauten könnte: »Wo bleibt Ihre Frau?«, dass meine kompositorische Rechnung nicht aufginge und es mir kaum gestattet werden würde, bestimmte Lebensbereiche auszusparen. Durfte ich denn tatsächlich den Verkehrsunfall übergehen, der mich 1990 an den Rollstuhl fesselte? Was sollte ich aber groß von dem Unfall erzählen – außer, dass ich mit einem meiner Söhne hinten saß, dass er, als er den Unglückswagen nicht hochstemmen konnte, um mich zu befreien, derjenige war, der an die Straße stürzte und so lange meinen Namen schrie, bis alle anhielten und man mich ins Krankenhaus brachte ... Wäre mein Sohn nicht gewesen, sähe alles anders aus. Meine Frau Christie hielt gerade ihr Lieblingsseminar vor Abschlussstudenten der University of Nigeria, als sie von dem Unglück erfuhr. Diese Arbeit stellte sie

ohne Zögern zurück und tut es noch. Christie, unsere beiden Mädchen Chinelo und Nwando, unsere Söhne Ikechukwu und Chidi waren meine Rettung. Sollte ich, konnte ich wirklich über all das schreiben? Nein, der Band würde Lücken und Auslassungen aufweisen müssen, die Essays ihrer eigenen inneren Logik gemäß von einem Thema zum anderen fortschreiten.

In der Endphase der Arbeit an diesem Buch bot mir eine Einladung, die ich einige Zeit zuvor von der Library of Congress in Washington D. C. erhalten hatte, Gelegenheit, einen Bogen von Zurückliegendem zu einem Ausblick auf Kommendes zu schlagen. Man hatte mich zur Feier des Jubiläums von *Alles zerfällt* gebeten, und zwar an meinem achtundsiebzigsten Geburtstag. Man empfing mich überaus freundlich. Wiederholt verliehen meine Gastgeber ihrer Freude Ausdruck, dass ich leibhaftig zugegen sei. Das war am 3. November 2008.

Wir hatten ein volles Haus. Ein phänomenaler Trommler aus Kamerun hielt uns in Atem. Ich trug Gedichte vor und signierte Bücher. Dann wurde unter tosendem Beifall eine monströse Geburtstagstorte die Rampe hinauf auf die Bühne gerollt. Meine Dankesworte beschränkten sich auf nur eine Frage: »Macht ihr das etwa immer so?« Welche Antwort ich erwartete, kann ich nicht sagen. Aber an die Bemerkung einer schwarzen Amerikanerin vom Vormittag erinnere ich mich gut. Auch sie hatte mir für mein Kommen gedankt und in einem Ton zwischen Poker und Folklore hinzugefügt: »Und morgen wählen wir für Sie einen schwarzen Präsidenten!«

Sehr wahrscheinlich werden die Leute einander in kommenden Jahren fragen, wo sie gerade waren, als Barack Obama ins Amt gewählt wurde. Ich hingegen hoffe auf eine andere Frage als die, wo wir waren oder was wir gemacht haben, nämlich danach, was die Nachricht mit uns gemacht hat.

Chinua Achebe

Annandale-on-Hudson, New York, 2009

DIE ERZIEHUNG EINES EMPIRE-SCHUTZBEFOHLENE

Der Titel, den ich für meine Betrachtungen gewählt habe, wird sich nicht jedermann unmittelbar erschließen und verlangt daher, obgleich ohnehin eher lang, eine Erklärung oder weitere Ausführungen. Doch zuvor möchte ich mich kurz einer anderen Sache zuwenden, die mir mehr Sorge bereitet: dem Vortrag selbst.

Der Leser möge hier bitte keine akademische Abhandlung erwarten. Ich selbst musste mir, als ich eingeladen wurde zu sprechen, vor Augen führen, dass derjenige, den andere für einen Kenner halten, in gewisser Weise wohl einer ist. Das gleich »zur Sache«, wie man hierzulande gern sagt; ich halte es klarstellend fest, um Missverständnissen vorzubeugen.

Zwar würde ich eine gelungene Darbietung durchaus dem Trost einer höflich hingenommenen Blamage vorziehen, doch gebe ich zu bedenken, dass einer Blamage, so bedauerlich sie wäre, immerhin der Hauch poetischer Gerechtigkeit anhaftete, blieb mir doch die Chance, Akademiker reinsten Wassers zu werden, vor vierzig Jahren verwehrt, als das Trinity College in Cambridge es vorzog, die Bewerbung eines Absolventen der neu gegründeten Universität in Ibadan unberücksichtigt zu lassen. Dabei war mein Lehrer und Förderer in Ibadan, James Welch, selbst Cambridge-Mann; wir kommen noch zu ihm. Ich jedenfalls blieb damals daheim – und wurde Schriftsteller. Das einzig entscheidende »Wenn« dieses persönlichen Werdegangs, meine Damen und Herren, liegt darin, dass Sie andernfalls heute einen akademischen Text läsen und nicht die impressionistische Skizze einer Kindheit im Britischen Protektorat Nigeria.

Sie sehen schon, nichts gedeiht im Humus kolonialen Diskurses so willig und so üppig wie wechselseitige Schuldzuweisungen. Dafür, dass aus mir ein Schriftsteller wurde und nicht ein Wissenschaftler, muss irgendjemand den Kopf hinhalten. Doch selbst in einem unwirtlichen Haus achtet man die maskierten Geister der Ahnen und gewährt ihnen Immunität vor Kritik.

1957, drei Jahre nach der vergeblichen Bewerbung in Cambridge, bot sich mir, als ich zu einer Schulung an der BBC Staff School in London aufbrach, die erste Gelegenheit zur Ausreise aus meinem Heimatland Nigeria. Zum ersten Mal in meinem Leben benötigte und erhielt ich einen Reisepass, der mich als »British Protected Person« auswies. Mein Personalstand war bis dahin nie Thema gewesen! Drei weitere Jahre noch, bis zur Unabhängigkeit Nigerias 1960, musste ich warten, um dieser doch sehr willkürlichen Protektion ein Ende zu setzen.

Nun hoffe ich, dass hier niemand darauf brennt, sich erneut das ganze Für und Wider der Kolonialherrschaft anzuhören. Von mir gäbe es *nur* Widerreden. Lieber erlaube ich mir einen Luxus, den unsere gegenwärtige Kultur selten gestattet: einen weder vorder- noch hintergründigen Blick auf die Ereignisse, sondern ein Mittelding.

Die Mitte gilt allerdings als am wenigsten bewundernswürdig. Es fehlt ihr der Glanz, sie ist undramatisch, unspektakulär. Doch hat mich die traditionelle Igbo-Kultur, der ich entstamme und die mich in der Stunde ihrer Niederlage dem Schein nach in einem Schilfkorb den Wassern des Nils überließ – nicht allerdings ohne im Verborgenen eifersüchtig über mich zu wachen und mich schließlich in Gestalt der Tochter des Pharao in der Fremde zu nähren – einen Kinderreim gelehrt, der die Mitte als ausgesprochen günstigen besingt.

Obu-uzo anya na-afu mmo
Ono-na-etiti ololo nwa
Okpe-azu aka iko

Das Vordere hat im Auge die Geister
Das Mittlere ist Günstling des Glücks
Das Hintere hat krumme Finger

Wieso bezeichnen die Igbo das Mittelding als glücksbringend? Was birgt diese Position an Glück? Anders gefragt: Welches Unheil bannt sie? Die Antwort, würde ich meinen, lautet: Fanatismus. Die Gefahr des Einen Wegs, der Einen Wahrheit, der Einen Lebensart. Den Schrecken, der alleine steht. So allein, dass die Igbo dafür die Bezeichnung *Ajo-ife-na-onu-oto* kennen: Das Böse und der blanke Hals. Denken Sie sich die Sache so allein, so ausnehmend entsetzlich, dass sie nicht einmal den Trost einer Halskette kennt. Die Igbo ziehen Dualismen der Singularität vor. Wo etwas steht, steht ihm etwas zur Seite.

Beim Mittelding handelt es sich weder um den Urgrund der Dinge noch um die Letzten Dinge, denn es kennt voraus eine Zukunft, und es kennt den Rückhalt einer Vergangenheit, es ist die Heimat von Zweifeln und Unschlüssigkeit, der willentlichen Aussetzung von Ungläubigkeit, des Als-ob, des Spielwitzes, des Unvorhergesehenen, der Ironie. Lassen Sie mich die Lebenswelt der Igbo kurz umreißen.

Sehen sich die Igbo mit Zwist und Streitigkeiten konfrontiert, gilt ihr erster Impuls nicht der Beantwortung der Frage, wer im Recht sei, sondern der Wiederherstellung des Gleichgewichts. In meinem Heimatort Ogidi gibt es den Spruch *Ikpe Ogidi adi-ama ofu onye*: Ogidi entscheidet nie gegen eine Seite. Wir sind mehr Sozialmanager als Normgeber. Wir arbeiten nicht am grünen Tisch, sondern in einer chaotischen Werkstatt. In jedem Haus gibt es kluge wie dumme Köpfe, darüber wird sich niemand empören.

Die Igbo machen sich über die Welt kaum Illusionen. Ihre Lieder feiern keine romantische Liebe. Es gibt ein Sprichwort (das meiner Frau sehr widerstrebt), demzufolge eine Frau er-

klärt, sie verlange nicht, dass ihr Mann sie liebe, solange er mittags die Yams auf den Tisch bringt. Trübe Aussichten für die Frau! Aber Moment, was ist mit dem Mann? Ein Dorfältester sagte einmal zu mir (und das ist jetzt kein Sprichwort, sondern Realität): »Meine Liebessuppe ist *egusi*. Also sage ich zu meiner Frau, sie solle es unter meinem Dach ja nicht wagen, mir jemals *egusi* vorzusetzen. Und schon gibt es jeden Abend *egusi*!« So sieht es aus. Die Frau verzichtet für ihr Essen auf Liebe, der Mann lügt für sein Leibgericht!

Eine Ehe ist wahrlich kein Zuckerschlecken; sie ist größer als Mann oder Frau. Die Igbo verlangen weder, dass man sie – womöglich Spruchbänder schwenkend – frontal angeht, noch dass man sich aus dem Staub macht. Sie verlangen, dass man einen Weg findet. Feigheit? Da kennen Sie die Igbo schlecht.

Die Kolonialherrschaft war stärker als jede Ehe. Die Igbo zogen gegen sie in die Schlacht und verloren. Sie errichteten jede erdenkliche Straßenblockade und verloren. Gelegentlich fragen mich Menschen, die Romane wie Geschichtsbücher lesen, weshalb die Bekehrung meines Volkes zum christlichen Glauben in *Alles zerfällt* so leicht vonstatten ging.

Leicht? Ich versichere Ihnen, es war *nicht* leicht, weder im realen Zeitlauf noch im Buch. Nur kann ein Roman historische Zeit nicht abbilden; notgedrungen wird alles gerafft. In Wirklichkeit fegte das Christentum nicht wie ein Flächenbrand über das Land der Igbo hinweg. Dazu vielleicht nur dieses eine Beispiel: Die ersten Missionare erreichten den am Ufer des Niger gelegenen Ort Onitsha 1857. Von diesem Brückenkopf aus drangen sie schließlich 1892 bis zu meinem Geburtsort Ogidi vor. Von Onitsha nach Ogidi sind es gerade mal sieben Meilen. Sieben Meilen in fünfunddreißig Jahren; alle fünf Jahre eine Meile. Wohl kaum ein Wirbelwind.

Aber ich habe versprochen, nicht über den Kolonialismus zu dozieren. Ich begnüge mich daher mit meinem grundlegenden Einwand gegen die Kolonialherrschaft.